

Von Hoffnung, Lebenswillen und Menschen, die Gott mir schenkte

Glaubenszeugnis von Eugen Kempf

Ich heiße Eugen Kempf, geboren 19.10.1954 in Dlken bei Viersen. Meine Mutter hat im Büro gearbeitet. Meinen Vater kenne ich nicht.

Meine Geburt war schwierig. Ich habe zu wenig Sauerstoff bekommen. Der Arzt war sich sicher ich würde die Geburt nicht berleben. Aber ich wollte unbedingt leben.

Durch den Sauerstoffmangel bei der Geburt war ich behindert. Die Behinderung heißt spastische Lähmung. Das bedeutet viele Muskeln sind dauerhaft angespannt und können sich nicht lösen. Darum fällt mir das Sprechen auch sehr schwer.

Als Klaudia Hilger mich fragte, welche meine Lieblingsgeschichte in der HI. Schrift ist, sagte ich sofort: „Die Geschichte von dem Blinden, der so laut ruft.“ Diese Geschichte hat viel mit mir und meinem Leben zu tun. Barthimus ist auch behindert und auf die Hilfe anderer angewiesen. Trotzdem verliert er nicht den Mut. Er lässt sich auch nicht von anderen Menschen mundtot machen. Jesus heilt ihn nicht nur, sondern er behandelt ihn mit Respekt und Liebe.

So möchte ich ihnen heute von meinem Leben erzählen, von der Kraft und dem Lebensmut, den Gott mir schenkte und immer wieder schenkt und von gläubigen Menschen, die für mich Hoffnung und Hilfe in schlimmen Situationen waren:

Meine Mutter lehnte mich wegen meiner Behinderung von Anfang an ab. Sie brachte mich direkt aus dem Krankenhaus zu meiner Tante. Dort blieb ich, bis ich drei Jahre alt war.

Dann wollte meine Mutter nicht mehr, dass ich bei meiner Tante bin. Sie brachte mich in eine Kinder- und Jugendpsychiatrie. Meine Tante wollte mich gerne behalten. Sie hat mir alles beigebracht. Ich konnte damals sogar ein bisschen laufen. Aber meine Mutter wollte nicht, dass ich weiter bei ihr bleibe. Vielleicht müsste ich heute nicht im Rollstuhl sitzen, wenn ich bei meiner Tante hätte bleiben können.

In der Kinder- und Jugendpsychiatrie wurde ich ein halbes Jahr lang nicht einmal aus meinem Bett herausgeholt. Ich lag die ganze Zeit nur da und konnte nichts machen.

Dann kam eine neue Schwester. Sie war die erste, die mich aus dem Bett genommen hat, nun konnte ich jeden Tag auf dem Boden krabbeln und meine kleine Welt ein bisschen entdecken.

Mit sechs Jahren habe ich dann einen Rollstuhl bekommen. Damit konnte ich endlich rausfahren und durfte auch in den Kindergarten. Da war ich froh.

Im Kindergarten habe ich lesen und rechnen gelernt und wir haben oft etwas unternommen.

Die Schwester hat gemerkt, wie schlau ich bin und, dass ich nicht geistig behindert oder psychisch krank bin. Ich war darüber sehr froh. So kam ich mit neun Jahren in ein richtiges Kinderheim.

Das Kinderheim wurde von Nonnen geführt.

Weihnachten war aber immer besonders schlimm für mich, denn alle Kinder gingen nach Hause und ich blieb ganz alleine im Heim zurück. Das war furchtbar.

Aber ich habe mich nie unterkriegen lassen. Ich blieb trotzdem fröhlich, wie jetzt immer noch.

Im Kinderheim gab es ein Dreirad und einmal hat mich die Schwester auf dieses Rad gesetzt. Nachdem ich einmal drauf war, wollte ich nicht mehr runter. Danach durfte ich jeden Tag mit dem Dreirad rumcruisen. Ich bin dann immer um den Sportplatz herumgefahren.

Im Kinderheim durfte ich auch zur Konfirmation gehen. Das war eine richtig gute Zeit, weil ich zum Konfirmandenunterricht in die Gemeinde gehen durfte und dort andere Kinder kennenlernen konnte.

Die Schwester im Heim hat sich gewundert, wie schnell ich das Vater unser auswendig gelernt hatte.

Im Kinderheim durften wir jeden Sonntag mit den Schwestern in die Kirche gehen, darauf habe ich mich immer sehr gefreut. In der Kirche hat mir ein fremder Mann das Gebetbuch festgehalten, so dass ich mitsingen konnte. Das war toll. Ich freue mich, wenn ich in der Kirche mitsingen kann.

Mit 15 Jahren kam ich zum Berufsbildungswerk- Volmarstein. Dort sollte ich eine Arbeit bekommen. Doch nach einem halben Jahr stellte sich heraus, dass ich keine Arbeit, die s dort gab, machen konnte. Da wurde ich in einem Altenheim untergebracht.

Ich war der einzige Jugendliche unter alles alten Leute und ich musste mir das Zimmer mit 5 alten Männern teilen. Das war furchtbar.

Im Altenheim musste ich immer um sechs Uhr aufstehen, von 7.30 h – 8.00 h gab es Frühstück, wenn man in der Zeit nicht fertig war, wurde das Frühstück abgeräumt, genauso war es bei den anderen Mahlzeiten. Durch meine Behinderung kann ich nur sehr langsam essen. So konnte ich nie zu Ende essen und war oft hungrig.

Um 20.00 h abends mussten alle ins Bett. Im Altenheim war es einfach grausam.

Mit 18 Jahren kam ein Brief für mich im Altenheim an. Es war die Einladung zur Musterung. Natürlich habe ich mir diese Gelegenheit nicht entgehen lassen und bin hingefahren. Da haben die sich ganz schön gewundert.

„Oh“, haben sie gesagt, „Sie brauchen doch gar keinen Wehrdienst zu leisten.“ „Doch“, habe ich gesagt, „ich will Zivildienst machen.“

Natürlich konnte ich wegen meiner Behinderung auch den Zivildienst nicht antreten. Ich hätte das aber sehr gerne gemacht.

Zehn Jahre war ich im Altenheim. In das Altenheim kam später noch ein weiterer behinderter Junge. Sein Vater sorgte dafür, dass er einen Platz hier im Lentjes-Haus bekam, nachdem dieses 1976 fertiggestellt war. Das Lentjes-Haus ist kein Heim, sondern ein Wohnhaus für Menschen mit Behinderungen. Jeder kann dort je nach Grad seiner Behinderung entsprechende Unterstützung erhalten. So erfuhr ich vom Lentjes-Haus und sah auch für mich eine Hoffnung das Altenheim vielleicht verlassen zu können. Der Vater des Jungen, sagte mir, dass ich einen Antrag stellen müsste. Ich habe einen Zivi im Altenheim angesprochen, ob er mir helfen kann und dieser hat dann dem Pfarrer Bescheid gesagt. Der Pfarrer hat mir geholfen den Antrag zu stellen. So hatte ich das Glück, dass ich vor 38 Jahren einen Platz in einer Wohngruppe erhalten haben.

Ich war so unendlich glücklich, als ich das Altenheim verlassen konnte.

Das Leben in der Wohngruppe war für mich sehr ungewohnt und sehr spannend. Zum ersten Mal konnte ich teilweise selber über mein Leben bestimmen. Aber ich musste mich auch erst an die Selbstständigkeit gewöhnen. Das war am Anfang gar nicht so einfach.

Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich nun ein Zimmer ganz für mich alleine. Ich konnte das Zimmer so einrichten und gestalten, wie ich wollte.

Nach einem Monat durfte ich dann auch schon in die Werkstatt für Behinderte gehen, dort habe ich dann 25 Jahre lang gearbeitet, z.B. Schlüssel sortiert oder Abdeckungen festgedrückt.

Nach 5 Jahren in der Wohngruppe war mein größter Wunsch eine eigene Wohnung zu haben.

Die Betreuer der Wohngruppe hatten Zweifel, dass ich das schaffen kann. Doch nach einigem Kampf konnte ich mich durchsetzen und bekam ein eigenes kleines Appartement im Lentjes-Haus.

Mit Hilfe konnte ich jetzt sogar selber einkaufen gehen. Das war ein großes Vergnügen.

2002 lernte ich meine Frau kennen. Ein Freund von mir hatte sich gerade per Telefon von Ihr getrennt, als ich daneben saß. Da habe ich gesagt. Er soll unbekannter Weise schöne Grüße bestellen.

Vier Tage später habe ich von meinem Freund die Nummer von meiner Frau bekommen. Sie hatte ihn nämlich angerufen und darum gebeten.

Natürlich habe ich sie sofort angerufen und sie zu Kaffee und Kuchen eingeladen. Zwei Jahre später haben wir geheiratet.

Vor 4 Jahren habe ich dann Klaudia Hilger kennengelernt. Sie hat mir geholfen Leute zu finden, die mich sonntags mit in die St.-Antonius-Kirche nehmen. Das war gar nicht so einfach und ich bin sehr froh und dankbar, dass ich jetzt fast jeden Sonntag hier mit dabei sein kann.

Ich möchte an dieser Stelle sehr herzlichen Dank sagen, den Menschen, die mir helfen, dass ich hier sein kann. Das ist vor allem Annette Lampenscherf, aber auch Kaszia Chmiel, Claudia Potzkai, Kirsten Küpper. Es bedeutet mir sehr viel, dass ich hier am Gottesdienst teilnehmen kann und zur Gemeinde dazu gehören kann. Ich fühle mich hier sehr wohl. Dadurch habe ich auch neue Menschen kennen gelernt und freue mich darauf noch viele von Ihnen kennen zu lernen.

Ich bin sehr dankbar für all das Gute, dass mir wiederfahren ist. Ich habe in meinem Leben sehr schlimme und auch schreckliche Dinge erlebt, aber immer wieder hat Gott mir Menschen geschickt und Möglichkeiten gezeigt, um aus diesen Situationen herauszukommen.

In all der Zeit habe ich nie den Willen und den Mut zu leben verloren.

Natürlich verzweifle ich auch oft an meiner Behinderung, die mich an den Rollstuhl fesselt und mich abhängig macht von der Hilfe anderer Menschen, aber ich vertraue darauf, dass auch das einen Sinn haben kann, der sich auch hin und wieder schon in meinem Leben gezeigt hat.

Vielen Dank, dass ich die Möglichkeit hatte hier von meinem Leben und meinem Glauben zu erzählen und vielen Dank, dass Sie mir zugehört haben.